



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Agnès Ledig

Zu Hause wartet das Glück

Roman

Aus dem Französischen von
Lisa-Maria Rust

dtv

Von Agnès Ledig
sind bei dtv außerdem erschienen:
Kurz bevor das Glück beginnt (21638)
Das Einzige, was jetzt noch zählt (21685)



Deutsche Erstausgabe 2018
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2016 Éditions Albin Michel, Paris
Titel der französischen Originalausgabe:
›On regrettera plus tard‹
© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky/dtv
Gesetzt aus der DTL Dorian 10/17 pt
Satz: Bernd Schumacher, Friedberg
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26168-5

Für Emmanuel,

*den Mann meines Lebens, die Tinte für das Buch, das er seit mehr als
zwanzig Jahren zusammen mit mir schreibt, und dies, so hoffe ich,
gemeinsam bis zum Epilog ...*

Für Olivier,

*meinen besten Freund und Seelenverwandten, der mir auf subtile Art zu
sagen weiß, wo ich gerade stehe ...*

Mein Lesezeichen sozusagen ...

Ich bin ja nicht gerade ängstlich, aber ...

So ein heftiges Pochen an meiner Haustür mitten in der Nacht bei Blitz und Donner und prasselndem Regen, das würde einem Horrorfilm alle Ehre machen. Ich zuckte unter meiner Wolldecke zusammen und überlege fieberhaft. Das erste Bild, das mir in den Kopf kommt, ist das von Jack Nicholson in *Shining*. Genau, er steht da draußen vor der Tür, vor *meiner* Tür! Wer sonst würde wohl bei einem solchen Wetter und zu nachtschlafender Zeit den Weg zu unserem kleinen Dörfchen finden? Aber ich kann auf keinen Fall untätig herumsitzen und womöglich riskieren, morgen früh einen Toten vor meiner Tür zu entdecken, bloß weil ich Angst vor einer Figur aus einem Kinofilm habe. Wenn jemand so gegen die Tür pocht, dann braucht er womöglich Hilfe. Ein Psychopath würde sich doch einen subtileren Auftritt verschaffen, oder?

Obwohl...

Wie dem auch sei, jedenfalls hole ich zuerst die gusseiserne Pfanne aus der Küche – sie ist so schwer, dass ich sie kaum mit einer Hand halten kann –, und nachdem ich einmal tief durch-

geatmet habe, mache ich vorsichtig die Tür auf, meine Waffe hoch erhoben, sodass sie im nächsten Augenblick auf Jack niedersausen kann.

»Ich brauche Hilfe.«

Vor mir steht ein Mann mit einem kleinen Mädchen auf dem Arm. Sie sind tropfnass. Er blickt mich flehend an und hat so gar nichts von einem amerikanischen Schauspieler. Ich komme mir mit meiner Bratpfanne in der Hand auf einmal ziemlich lächerlich vor, und so stelle ich sie auf dem Boden ab und mache die Tür ganz auf.

»Woher kommen Sie denn um diese Zeit?«

»Ich brauche Hilfe. Sie hat hohes Fieber. Ich habe kein Dach mehr über dem Kopf und keine Medikamente.«

»Legen Sie sie da drüben aufs Sofa«, sage ich zu ihm, während ich vorangehe und die Decke und das Buch, in dem ich gerade gelesen habe, zur Seite räume.

Ich ziehe der Kleinen die nassen Sachen aus, die ihr am Leib kleben, und drücke die Lippen auf ihre Stirn, wie ich es bei meinen Schülern mache. Sie hat tatsächlich hohes Fieber. Ich schicke den Mann in die Küche, wo er sich ein Handtuch holen soll, um sich die Haare zu trocknen, während ich das Mädchen nackt in die Decke wickle und kräftig reibe, damit ihr warm wird. Sie schlottert vor Kälte und ihr Blick ist leer. Sie könnte jeden Augenblick ohnmächtig werden.

»Ich rufe einen Arzt. Er wohnt nicht weit weg und wird gleich hier sein.«

»Danke.«

»Wie heißt sie?«

»Anna-Nina.«

»Und wie alt ist sie?«

»Sieben.«

»Möchten Sie ein paar trockene Sachen zum Umziehen?«

»Ich muss erst die Pferde in Sicherheit bringen.«

»Pferde?«

»Ja. Meine Pferde.«

Als er das sagt, fällt mir der Pferdewohnwagen wieder ein, der vor zwei Tagen hier vorbeifuhr und nun ein Stück weiter oben am Weg steht. Dann waren sie das also.

»Klingeln Sie bei meinem Nachbarn auf der anderen Seite vom Hof, er heißt Gustave. Sagen Sie ihm, dass ich Sie geschickt habe und dass Sie die Pferde unterstellen wollen.«

Die Kleine hat inzwischen die Augen geschlossen und zittert im Halbschlaf. Ich wickle ihr ein Handtuch um den Kopf und setze mich neben sie, während ich den Arzt anrufe.

»Claude? Hier ist Valentine. Entschuldige, dass ich so spät noch anrufe. Du musst herkommen, ich hab hier ein kleines Mädchen mit hohem Fieber. Stell bitte keine Fragen, ich hätte sowieso keine Antworten darauf.«

»Was denn für ein kleines Mädchen?«

»Claude, bitte! Sie ist sieben Jahre alt und heißt Anna-Nina. Ich habe keine Medikamente für ein Kind im Haus. Hast du etwas Passendes?«

»Ich bin gleich da. Wobei... hast du mal aus dem Fenster gesehen?«

»Allerdings. Ich glaube, deswegen ist sie auch hier gelandet.«

»Das ist das erste Mal, dass du mich am Sonntagabend überfällst.«

»Es ist auch das erste Mal, dass mich Jack Nicholson überfällt!«

»Du und deine Rätsel. Bis gleich.«

Anna-Nina ist eingedöst. Nur ab und an zuckt sie beim Donner zusammen, der immer noch in regelmäßigen Abständen grollt. Ich höre die Männer draußen rufen, um sich im Tosen der entfesselten Elemente zu verständigen. Vom Fenster aus beobachte ich, wie sie den Wohnwagen in eine Ecke des Hofes manövrieren – eine technische Meisterleistung mit diesen großen, nervösen und verängstigten Pferden. Der Regen hat kein bisschen nachgelassen, und noch immer fegen heftige Windböen durch die umstehenden Bäume und peitschen die Äste wie Säbel durch die Luft. Die ständigen Blitze erleuchten die Szenerie wie Stroboskoplicht. Niemand hält sich in so einer Nacht freiwillig im Freien auf und setzt sich dieser feindseligen Naturgewalt aus, die dem Menschen keine Pause gönnt, wäre da nicht die dringende Notwendigkeit, die Pferde in Sicherheit zu bringen. Der Mut verlässt einen nur, wenn Schwäche erlaubt ist, und das ist sie in diesem Moment nicht. Ich gehe nach oben ins Zimmer am Ende des Flurs, wo ich noch ein paar Sachen meines Großvaters aufbewahre. Der Fremde ist zwar etwas größer, aber bis seine eigenen Kleider wieder trocken sind, wird er froh darum sein.

Als ich wieder herunterkomme, steht er mit Gustave in der Diele. Zu ihren Füßen hat sich eine Pfütze gebildet. Gustave

erklärt mir, dass er mein Auto aus der Scheune gefahren hat, die ich als Garage benutze, um die Pferde dort unterzustellen, und dass er sich morgen um alles kümmern wird, wenn sich das Wetter beruhigt hat. Ich hoffe bloß, dass mein Clio nicht unter einem Baum begraben wird, ich brauche das Auto nämlich, um zur Arbeit zu fahren. Mit einem Nicken verabschiedet sich Gustave. Der Vater der Kleinen bedankt sich mit einem kräftigen Händedruck bei ihm, herzlich, jedoch ohne ein Lächeln. Wahrscheinlich ist er viel zu angespannt.

»Ich habe Ihnen ein paar trockene Sachen rausgelegt. Die sind noch von meinem Großvater, aber so ungefähr dürften sie passen.«

»Danke.«

»Ich weiß nicht mal, wie ich Sie ansprechen darf.«

»Éric Duval.«

»Valentine Bergeret. Am Ende des Gangs ist ein Badezimmer. Gönnen Sie sich eine heiße Dusche, wenn Sie wollen. Sonst werden Sie am Ende auch noch krank.«

»Wie geht es ihr?«

»Sie ist eingeschlafen. Der Arzt wird bald da sein.«

»Vielen Dank für alles.«

»Jetzt bedanken Sie sich nicht ständig. Das ist doch selbstverständlich. Oder hätte ich Sie etwa draußen stehen lassen sollen?«

»Trotzdem danke.«

Dann verschwindet er im Bad. Kurz darauf springt die Dusche an, und im selben Augenblick höre ich, wie das Auto

des Doktors auf dem knirschenden Kies zum Stehen kommt. Er ist schnell gefahren, trotz des Regens. Anscheinend haben ihn meine Rätsel, wie er es nannte, irgendwie beunruhigt.

Ich ziehe die Haustür auf, damit er gleich eintreten kann. Die paar Schritte vom Auto bis zur Türschwelle genügen, um ordentlich nass zu werden, obwohl er sich die Jacke notdürftig über den Kopf hält. Ohne Umschweife eilt er zu dem Mädchen, das auf dem Sofa liegt.

Als er ihr die Hand auf die Stirn legt, wacht sie auf und schreit, vielleicht vor Angst oder wegen des hohen Fiebers. Ich nehme ihre Hand und lächle ihr beruhigend zu, doch sie schreit panisch nach ihrem Vater. Tropfnass und mit nur einem Handtuch um die Hüften kommt er angerannt. Er nimmt ihr Gesicht in die Hände und versichert ihr, dass er bei ihr bleibt, während der Doktor sie untersuchen wird, und dass sie keine Angst zu haben braucht.

»Wie lange hat sie schon Fieber?«

»Seit zwei Tagen.«

»Haben Sie ihr was gegeben?«

»Paracetamol, aber die Packung war gestern Abend leer, und bei dem Wetter konnte ich nicht in die Apotheke fahren.«

»Wo kommen Sie denn her?«, fragt Claude leicht nervös.

»Wir sind auf der Durchreise. Ist es was Ernstes?«

»Sieht nach einer Bronchitis aus. Aber wir wollen nicht, dass noch eine Lungenentzündung draus wird. Ich lasse Ihnen für heute Nacht ein fiebersenkendes Mittel da, und morgen früh besorgen Sie sich in der Apotheke ein Antibiotikum. In Ordnung?«

»Ich kann das übernehmen. Ich komme auf dem Weg zur Arbeit sowieso an der Apotheke vorbei.«

»Haben Sie eine Versichertenkarte?«, fragt Claude den Mann.

»Ja, natürlich. Aber die muss ich erst aus dem Wagen drüben holen. Warten Sie, ich ziehe mich schnell an und ...«

»Nein, nein, schon gut. Ich komme sowieso in zwei Tagen noch mal her, um zu sehen, wie es ihr geht, dann regeln wir das alles. Für den Augenblick wär's das. Passen Sie gut auf sie auf.«

»Das tue ich immer.«

»Ganz bestimmt«, sagt Claude.

Aber natürlich hat er seine Zweifel. Ich kenne ihn lange genug, um zu wissen, was sich hinter seiner scheinbar gelassenen Fassade so verbirgt. Er bricht sofort wieder auf und rennt zu seinem Wagen, jedoch nicht, ohne mir vorher noch einen argwöhnischen Blick zuzuwerfen. Ich weiß, was er denkt. Er ist erbost, sowohl wegen meiner Geheimnistuerei als auch wegen des Zustands des Mädchens. Aber deshalb habe ich ihn ja angerufen. Und schließlich bin ich genauso ahnungslos wie er. Es ging alles so schnell.

Ich habe gewartet, bis Anna-Nina eingeschlafen war, dann erst bin ich zurück ins Badezimmer, um mich anzuziehen. Trocken war ich inzwischen sowieso schon.

Die Frau, die uns aufgenommen hat, ist nach oben gegangen, um das Gästezimmer herzurichten. Sie hat keine einzige Frage gestellt. Ich habe ihr gesagt, dass ich bei Anna-Nina schlafen möchte, um bei ihr zu sein, falls sie aufwacht.

Eben kommt sie im Laufschrift die Treppe wieder herunter.

»So, das Bett ist fertig, ein schönes großes Doppelbett, das mein Urgroßvater eigenhändig gebaut hat. Da können Sie es sich gemütlich machen.«

»Vielen Dank für alles. Dann trage ich sie jetzt rauf.«

»Ich zeige ihnen das Zimmer.«

Ich lege mein Engelchen in dem großen Bett mit den geblühten, frisch duftenden Laken ab und decke sie mit dem leichten Federbett zu, das Valentine bezogen hat. Nanie ist nicht einmal aufgewacht, als ich sie heraufgetragen habe. Valentine ist schon wieder hinuntergegangen, und ich folge ihr. Im Erdgeschoss ist niemand. Ich beschließe, noch einmal nach den

Pferden zu sehen, um sicher zu sein, dass sie da drüben in der Scheune keinen Aufruhr veranstalten, und um diese heiß begehrte Versichertenkarte zu holen. Es schüttet nach wie vor in Strömen. Wir hätten das nicht durchgehalten im Wohnwagen mit dem kaputten Dach. Ich sehe zu, dass ich so schnell wie möglich wieder in dieses große, solide Gebäude komme, in dem wir für heute Nacht eine Bleibe gefunden haben.

Die Frau sitzt am Küchentisch, eine Tasse dampfenden Tee in den Händen.

»Möchten Sie etwas Heißes trinken?«

»Nein danke, es geht schon. Ich will Ihnen nicht noch mehr Umstände machen, Sie tun schon genug für uns.«

»Ich wüsste gern, was los ist.«

»Wie, was los ist?«

»Na ja, Ihr plötzliches Auftauchen, Ihre Situation, der Wohnwagen, das Mädchen, Ihr Leben.«

»Ich möchte nicht, dass die Kleine in dem großen Bett aufwacht, ohne zu wissen, wo sie ist.«

»Wenigstens ein Minimum an Information?«

»Unser Leben lässt sich nicht so leicht auf ein Minimum reduzieren. Entschuldigen Sie mich bitte. Ich möchte jetzt bei meiner Tochter sein.«

»Na gut. Dann erklären Sie es mir morgen ... Schlafen Sie, so lange Sie wollen, und bedienen Sie sich zum Frühstück einfach in der Küche. Falls Sie irgendetwas brauchen, was Sie nicht finden, wenden Sie sich an Gustave.«

»Sie sind morgen früh nicht da?«

»Ich muss zur Arbeit.«

»Was machen Sie?«

»Ich bin Grundschullehrerin. Ihr Rezept habe ich eingesteckt, und wie ich sehe, haben Sie Ihre Versichertenkarte dabei. Wenn Sie mir die geben, bringe ich die Medikamente um kurz nach vier mit.«

»Das ist sehr nett von Ihnen. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll.«

»Mir wäre doch sowieso nichts anderes übrig geblieben, oder?«

Ich lächle ausweichend. Ich hätte genauso gehandelt, schätze ich. Ich wünsche ihr eine gute Nacht und ziehe mich zurück, ohne noch ein Wort zu verlieren, so erschöpft bin ich.

Hätte ich wirklich genauso gehandelt?

Als ich ins Bett schlüpfte, flirrt die Fieberhitze unter der Decke, doch meine Kleine atmet ganz ruhig. Ich lege ihr eine Hand auf die Stirn: Ihre Körpertemperatur scheint sich ganz allmählich zu normalisieren. Erleichtert strecke ich mich aus und liege mit offenen Augen auf dem Rücken. Der diffuse Schein einer Straßenlaterne in der Ferne ist die einzige Lichtquelle im Zimmer. Der Regen prasselt unvermindert nieder, aber das Gewitter entfernt sich langsam. In der Stadt hätte ich mich wohl schwergetan, auf so vorbehaltlose Hilfsbereitschaft zu stoßen. Ich muss vorhin ziemlich mitleiderregend ausgesehen haben mit meiner Kleinen auf dem Arm. Und furchterregend, immerhin hatte sie sich mit einer Bratpfanne bewaffnet, als sie mir die Tür aufmachte.

Gleich morgen Vormittag werde ich den Nachbarn, der meine

Pferde untergestellt hat, fragen, wo ich Material für die Reparatur des Wohnwagendachs herbekomme. Und dann so schnell wie möglich weg von hier.

Obwohl mich der Schlaf schon fast übermannt, will ich noch Hélène schreiben. Ich drücke Anna-Nina einen Kuss auf die Stirn und flüstere ihr unseren rituellen Satz ins Ohr. Dann knipse ich die kleine Taschenlampe an, deren Licht mir für die paar Zeilen genügt.

Geliebte Hélène,

ich mache mir Vorwürfe. Du kannst dir gar nicht vorstellen, was für Vorwürfe! Das ist das erste Mal, dass ich mich so fühle. Bei einer wildfremden Frau an die Tür zu klopfen und sie um Hilfe zu bitten, das geht doch nicht! Aber was hätte ich tun sollen? Sie hätte mir ja die Tür vor der Nase zuschlagen können, stattdessen hat sie uns aufgenommen und sich fürsorglich und sehr souverän um Nanie gekümmert. Sie kann mit Kindern umgehen. Ich hatte also Glück im Unglück.

Ich habe Gewissensbisse, weißt du? Zwar hat der Arzt gesagt, dass es nicht so schlimm ist, aber ich mache mir trotzdem Sorgen um Nanie. Und ich mache mir Vorwürfe. Auch deshalb, weil ich ihr dieses Leben zumute, aber wie soll ich das ändern? Sie kennt doch nur das. Glaubst du, ich hätte nie mit ihr wegfahren sollen? Ich fühle mich wie eine Niete, ein schlechter Vater, ein Idiot, verantwortungslos. Und einsam. Du fehlst mir, ganz besonders in Momenten wie diesen, wo ich mich so gerne auf deinen mütterlichen Instinkt verlassen würde. Käme ein Mann auf den Gedanken, einem Kind mit einem Kuss auf die Stirn die Temperatur zu messen?

Ich wäre untröstlich, wenn ihr was zustoßen würde. Das würde ich nicht überleben.

Aber es ist sinnlos, so etwas zu denken. Wir haben nichts in der Hand im Leben ... gar nichts. Davon können wir beide ein Lied singen, nicht wahr?

Sie liegt neben mir und schläft. Ihren gleichmäßigen Atem zu hören beruhigt mich.

Ich denke an dich.

La Claquette, 2. März 1944

Der Eimer stand mitten im Zimmer. Suzanne wusste, was sie erwartete. Sie hatte Angst, aber sie zeigte es nicht. Fürchterliche Angst. In ihrem Magen lag ein Stein, ein riesiger, rauer Stein, der eine Tonne wog und sie am Atmen hinderte.

Trotzdem, lieber sterben.

Lieber sterben als sie gewinnen lassen.

Lieber sterben als reden.

In der vorigen Nacht hatten sie sie in Solbach abgeholt. Nicht mal einen Mantel mitzunehmen hatten sie ihr erlaubt, diese Schweine. Sie trug bloß ihr langes Leinennachthemd und die Strickjacke, die sie sich übergezogen hatte, als das heftige Pochen an der Tür sie geweckt hatte. Es war absehbar gewesen, und doch hatte sie nicht versucht zu fliehen. Sie hatte ja sowieso keine Chance. Mit ihrem dicken Bauch konnte sie seit einigen Wochen nicht mehr rennen. Sie hatten ihn sehr wohl bemerkt, diesen Bauch, aber das hatte nichts an der Art geändert, wie sie sie auf den Lastwagen geworfen und dann in die Zelle gestoßen hatten, aus der sie sie nur holten, um sie mit dem Wassereimer zu foltern.

In dieser Nacht schlief sie nicht oder nur wenig. Sie dachte an Léon. Und an diesen winzigen Teil von ihm, der in ihr wuchs. Wie lange wohl noch?

Dass sie nicht schlief, lag auch daran, dass der Boden so hart und kalt war, so feucht und schmutzig. Genau wie die schäbige, vor Dreck starrende Decke, die in einer Ecke der Zelle auf einer unförmigen Matratze lag. Beides hatte sie nicht angerührt. Es wimmelte von Kakerlaken.

Die junge Frau kniete, ihre Hände waren auf den Rücken gebunden. Sie hatte die Schenkel ein wenig gespreizt, um Platz für ihren Bauch zu lassen. Sie bereitete sich vor. Das Baby rührte sich schon seit Stunden nicht mehr. Wahrscheinlich bereitete es sich auch vor, spürte vermutlich, dass es am besten war, sich zu verkriechen.

Sie stellten ihr keine einzige Frage. Noch nicht. Sie vermutete, dass sie mit dem Eimer anfangen würden, ein Vorgeschmack, um sie beim nächsten Mal schneller zum Sprechen zu bringen, so war es wohl effizienter.

Sollten sie doch endlich anfangen, sie war bereit.

Dachte sie wenigstens.

Vielleicht würde sie sterben.

Aber sie würde nichts verraten.

Ich verspreche es dir, Léon, ich sage nichts.